

VSWG 104, 2017/4, 588–589

Christof Dejung / Monika Dommann / Daniel Speich Chassé (Hg.)  
**Auf der Suche nach der Ökonomie. Historische Annäherungen**  
 Mohr Siebeck, Tübingen 2014, 325 S., 59,00 €.

Dieser Sammelband trägt zu einer Debatte bei, die nicht intensiv geführt wird. Doch irrelevant ist er deshalb nicht. Die Herausgeber/innen verfolgen mit ihm das Ziel, der (deutschsprachigen) Wirtschaftsgeschichtsschreibung in ihrem Doppelcharakter als ökonomischer und historischer Wissenschaft neue Impulse zu verleihen und sie (idealerweise) vor einer Zerreißprobe zu bewahren. Während auf der einen Seite die Kulturgeschichte als dominantes Paradigma der Geschichtswissenschaft nicht selten die Eigenlogik ökonomischer Prozesse (oder die Forschungen hierzu) vernachlässigt, entfernt sich auf der anderen Seite die (neoklassische) Ökonomie bzw. die modellorientierte Wirtschaftsgeschichte mit ihrer Suche nach zeitinvarianten Erklärungen von genuin historischen Fragestellungen und Diskursen.

Diese interdisziplinäre „Sprachlosigkeit“ möchte der Band überwinden und anhand von elf Begriffen – Beute, Einbettung, Geld, Innovation, Konsum, Krise, Markttabu, Nation, Religion, Spiel und Steuern – aufzeigen, welchen Mehrwert eine kulturhistorische Perspektive auf genuin ökonomische Phänomene haben kann. Die Ausgangsbeobachtung ist unbestritten: Auch die neoklassische Ökonomie ist keine exakte Wissenschaft und mithin weder voraussetzungslos noch frei von Werturteilen. Daher scheint es nicht nur legitim, sondern nachgerade geboten, über die kulturellen Grundlagen der Ökonomie und ihres Gegenstands, der Wirtschaft, nachzudenken und zu diskutieren, wie diese sich selbst beschreibt. Eine konsequente Historisierung von Begriffen, Diskursen und Semantiken könnte diesbezüglich simplifizierende oder ahistorische Erklärungen vermeiden helfen und zugleich die Kontingenz historischer Prozesse stärker betonen.

So verweist etwa Jan-Otmar Hesse darauf, dass Geld nur scheinbar eine historische und ökonomische Konstante ist und dass seine Bedeutung und seine Form (z. B. Bar-, Buchgeld, Münzen, Banknoten) erst zu einem Großteil von Institutionen (z. B. Zentralbanken, Währungsregimen) und deren Deutungsangeboten bestimmt werden musste: „Ein nationalstaatlich organisiertes Geldsystem verleiht der Wirtschaft eine vollständig andere Struktur als ein lokal organisiertes mit Notenbankfreiheit“ (S. 92). Ähnlich wie in Jakob Tanners Beitrag über Krisen und der komplementäre Kritik zeigt sich, wie sehr Vorstellungen über ein ökonomisches Phänomen gesellschaftlich und wissenschaftlich verhandelt werden und schließlich zu neuen Deutungen und zu neuen institutionellen Arrangements führen. Stellvertretend für viele Beiträge zeigen die beiden Darlegungen auf, wie stark Semantik und Praktiken einander bedingten und wie erhellend es ein kann, eine kulturhistorische Perspektive auf ökonomische Phänomene anzuwenden.

Wie selbstverständlich bisweilen auch soziale Beziehungen „vermarktlacht“ werden, zeigt der Beitrag von Monika Dommann über das Markttabu. Auf Gary S. Becker aufbauend, der u. a. argumentierte, mit ökonomischen Methoden ließen sich auch dort Märkte unterstellen, wo sie gar nicht vermutet würden, thematisiert der Beitrag die Folgen einer solchen Sichtweise: Ob es für Adoption, für Blut oder für menschliche Organe einen Markt geben sollte, da Angebot und Nachfrage unterstellt werden können, kann zumindest bezweifelt werden. In jedem Fall geht eine solche Frage aber über die alleinige Zuständigkeit der Ökonomie hinaus, auch wenn man die Vorgänge fraglos

auch vertragstheoretisch beschreiben und analysieren kann. Somit kann Dommann recht plastisch zeigen, wie weitreichend die gesellschaftlichen Implikationen einer rein effizienzfokussierten Sichtweise sein können.

Die Beiträge sind durchweg anregend, indes wirkt der Band als Diskussionsangebot nicht zuletzt durch seine Kohärenz etwas ziellos. Die Autorinnen und Autoren sind (auch in anderen Arbeiten) vom Mehrwert einer auch kulturhistorischen Reflexion wirtschaftshistorischer Phänomene überzeugt. Weil sie dies mit Verve argumentativ untermauern, lohnt die Lektüre allemal; gleichwohl fehlt es konzeptionell an Gegenreden. Es wäre gewiss spannend gewesen, Gegenargumente (oder Zustimmung) von Vertreterinnen und Vertretern anderer historischer oder ökonomischer Subdisziplinen präsentiert zu bekommen, die einer kulturwissenschaftlich ergänzten Wirtschaftsgeschichte skeptisch gegenüberstehen.

BORIS GEHLEN

Bonn

VSWG 104, 2017/4, 589–590

Reto Furter / Anne-Lise Head-König / Luigi Lorenzetti (Red.)

**Des manufactures aux fabriques. Les transformations industrielles, XVIIIe–XXe siècles. – Von der Manufaktur zur Fabrik. Industrieller Wandel, 18.–20. Jahrhundert**

(Histoire des Alpes – Geschichte der Alpen 20). Chronos, Zürich 2015, 232 S.  
(5 Karten, 6 Tab., 2 Fig., 3 Abb.), 35,00 €.

Der erste Teil des vorliegenden Bandes präsentiert vier Beiträge zur industriellen Entwicklung alpiner Regionen in der Schweiz, Frankreich, Slowenien und Italien. Im zweiten Teil werden fünf Beiträge eines Panels „Social and Economic Convergences and Divergences in the Rural World: the Alpine Space (16<sup>th</sup>–19<sup>th</sup> Century)“ im Rahmen des Kongresses „Rural History“ der „European Rural History Organization (Bern 2013)“ abgedruckt. Sie befassen sich mit „regionalen Wirtschaftsmodellen“ und ihren Beziehungen zu den Machtstrukturen, die den ländlichen Raum strukturieren.

Der Band ist zugleich eine Festschrift, denn vor 20 Jahren kam es zur Gründung der Internationalen Gesellschaft für historische Alpenforschung – und der Schriftenreihe „Histoire des Alpes – Storia delle Alpi – Geschichte der Alpen“. Lucca Moccarelli betont als Zielsetzung die große thematische Vielfalt und perspektivische Ausgeglichenheit hinsichtlich der internationalen historiographischen Diskussion.

Zunächst behandelt Anne-Lise Head-König die „Industrie“ in den Schweizer Alpen und Voralpen. Hierbei fokussiert sie sehr unterschiedliche Entwicklungen. Der Osten wurde durch lokale und regionale Unternehmer industrialisiert (insbesondere Textilsektor). Männliche und weibliche Arbeitskräfte wurden hier bereits beschäftigt, während die Westschweiz und die südlichen Teile der Schweiz verhältnismäßig spät industrialisiert wurden; hier waren männliche Arbeitskräfte vorherrschend, Unternehmer und Kapital stammten wesentlich aus dem Ausland. Pierre Judet schließt mit